
Sammlung Metzler
Band 285

Einleitung

Das Weiblichkeitsideal der Autorin X ist eine passive, leidende Frau, die darin aufgeht, einen Mann zu lieben: Nicht die Empirie, sondern die internalisierte Geschlechtsrolle bestimmt ihr Selbstbild. Sie hat sich nicht aus der männlich-literarischen Tradition befreit, obwohl schon lange ein neues Modell von Weiblichkeit existiert, das der Realität der Frauen im 20. Jahrhundert Rechnung trägt: Ibsens Nora, die schlicht und einfach den Entschluß faßt, die eingetübte Abhängigkeit aufzugeben. Nora führt vor, wie die Frau vom Stadium eines stummen Bildes abrückt und zum Entwurf einer eigenen Identität gelangt. Autorin X jedoch beharrt wider besseres Wissen auf einer Weiblichkeit, die dem Mann zwar als das ganz Andere gegenübersteht, aber nicht Autonomie, sondern Abhängigkeit, Unmündigkeit, Masochismus und Selbstzerstörung bedeutet.

Autorin Y hat die feministische Kritik der patriarchalischen Ordnung radikalisiert. Ihre Texte machen sichtbar, daß die Fundamente der Unterdrückung in der Sprache selbst zu suchen sind, im abendländischen Typus von Symbolisierung, der durch eindeutige Sinnzuweisungen das ›Andere‹ zu eliminieren sucht. Im ›hysterischen‹ Aufbegehren der Protagonistin ihres Romans führt Autorin Y die Kolonialisierung und Vernichtung der Frau im allesbeherrschenden patriarchalischen Symbolisierungsprozeß vor Augen. Durch ihr Verfahren einer ›Entsymbolisierung‹ leitet sie zugleich einen anderen literarischen Prozeß ein, in dem das verworfene ›Andere‹ auftauchen kann.

Zwei zeitgenössische Schriftstellerinnen im Spiegel der feministischen Literaturkritik – so scheint es. In Wirklichkeit beziehen sich beide Darstellungen auf dieselbe Autorin: Ingeborg Bachmann. Die erste entstammt Marlis Gerhards *Essays zur Kränkung der Frau* (Gerhardt 1982), die zweite einem nur zwei Jahre später erschienenen Aufsatz von Marianne Schuller (Schuller 1984). Die etwas vergrößerte Zusammenfassung läßt die Tatsache außer acht, daß Gerhardt über *Malina*, Schuller über *Der Fall Franza* schreibt; aber das, worüber hier verhandelt wird, gilt für den gesamten *Todesarten-Zyklus* Bachmanns, dem die beiden Romane entstammen. Die Polarität der Wertungen ist mehr als eine individuelle Meinungsverschiedenheit. Sie läßt einen Paradigmenwechsel sichtbar werden, der sich in den achtziger Jahren des 20. Jh. innerhalb der feministischen Literaturwissenschaft vollzog:

einen Wechsel von angloamerikanischen zu französischen und von soziohistorischen zu poststrukturalistischen Theoriemodellen. Die deutschsprachige feministische Literaturwissenschaft vollzieht dabei mit einer gewissen Zeitverzögerung eine Entwicklung in den USA nach. In Gerhardts *Malina*-Verriß finden sich Wertungskriterien, die in den siebziger Jahren vor allem von angloamerikanischen Literaturwissenschaftlerinnen an literarische Texte herangetragen wurden: etwa die Gegenüberstellung von Frauenleben und ideologisch verzerrten literarischen Frauenbildern oder die moralisierende Forderung, literarische Texte sollten realistische und zugleich vorbildliche Frauenfiguren entwerfen.

Seit Ende der siebziger Jahre forderte eine neue Generation amerikanischer Feministinnen eine Revision unhinterfragter Grundannahmen der bisherigen feministischen Literaturkritik. Nach der Befreiungseuphorie der siebziger Jahre hatte sich gezeigt, daß mit dem Zauberwort Emanzipation die Probleme der Frauen keineswegs gelöst waren. Die Unterdrückung des Weiblichen ging tiefer, als es zunächst schien: bis in die eigene Sprache, die eigene Sexualität, das eigene Selbst. Es entstand ein neues Interesse an der Psychoanalyse, die von den angloamerikanischen Pionierinnen der neuen Frauenbewegung als ein Hauptstützpunkt patriarchalischer Ideologie zurückgewiesen worden war. Die poststrukturalistische Theoriebildung Lacans, Derridas, Kristevas, Foucaults oder Barthes' schien eine neue, zeitgemäße Theoretisierung von Sprache, Subjektivität und Sexualität auf der Grundlage einer entstaubten Psychoanalyse zu bieten, auf deren Fundament auch die feministische Kritik aufbauen konnte. Das zentrale Anliegen der bisherigen feministischen Literaturkritik, die Konstitution weiblicher Subjektivität und Identität, wurde zurückgewiesen: Die Frauen sollten jetzt vielmehr dazu beitragen, die abendländischen Subjektivitäts- und Identitätskonzepte überhaupt zu überwinden.

Das Subjekt erscheint in der poststrukturalistischen Theorie als bloßes Produkt sprachlicher Strukturen und kollektiver Diskurse; sein Selbstverständnis als autonomer Ursprung seines Denkens und Sprechens ist nur ein illusionärer Versuch, die sinn- und realitätskonstitutive Macht der Sprache zu leugnen. Durch diese Leugnung stützt das Subjekt das ›phallogozentrische‹ Bedeutungssystem der abendländischen Kultur. Die phallogozentrische ›Metaphysik des Identischen‹, die sich über den Ausschluß dessen konstituiert, was der Eindeutigkeit zuwiderläuft, hat eine scheinbar ansichseiende, eindeutige, hierarchisch geordnete Sinnstruktur hervorgebracht, in der das – allen Sinn erst produzierende – Spiel der Sprache verleugnet und stillgestellt wird. Die ›Dekonstruktion‹ dieser Ordnung muß zwar zunächst über eine Privi-

legierung des ›Weiblichen‹ erfolgen, da dieses innerhalb der phallogozentrischen Ordnung metaphorisch mit dem Verdrängten identifiziert ist: dem Unbewußten, Unheimlichen, Nichtidentischen, dem Tod. In dieser Funktion ist das Weibliche/die Frau die unterdrückte ›Wahrheit‹ des herrschenden, patriarchalischen Sinnsystems, das vom ›Gesetz des Vaters‹ bestimmt wird. Letztlich geht es in der poststrukturalistischen Theoriebildung aber nicht um das Weibliche, sondern um eine Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz überhaupt: Auch die Rede von zwei Geschlechtern ist bloßes Konstrukt, eine spracherzeugte, hierarchische Opposition, die dekonstruiert werden muß.

Die paradigmatische Erscheinungsform des Weiblichen im poststrukturalistischen Diskurs ist die Hysterie. Die ›Frauenkrankheit‹ der Sprach- und Ichlosigkeit und des psychosomatisierenden Körpers wird zum Vorbild der Dekonstruktion, weil die Frau als Nicht-Subjekt von jeher die subversive Praxis der ›Maskerade‹, der Verweigerung von Identität verkörpere. Insofern die Dekonstruktion sich das so definierte ›weibliche Verfahren‹ zu eigen machen will, versteht sie sich als eine Feminisierung des Denkens (und verstehen sich Theoretiker wie Lacan und Derrida als ›weibliche‹ Denker). Von der Frau wird dieses ›Weibliche‹ im Zuge der ›Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz‹ vollständig abgelöst. Es läßt sich kaum übersehen, daß diese Bestimmung des ›Weiblichen‹ die Züge einer vertrauten Vereinnahmung trägt: Wenn männliche Denker ›weiblich‹ werden, sind Frauen und damit auch eine feministische Theorie überflüssig geworden. Einmal mehr fungiert die Frau als Trägerin und Ressource eines Verdrängten, dessen Aktivierung zu einer Selbstkritik und Erneuerung des männlichen Subjekts dient, während der Frau der Subjektstatus versagt bleibt. Ein affirmativer Rekurs auf Lacan und Derrida hat daher keine Erneuerung des Feminismus zur Folge, sondern dessen ›postfeministische‹ Eliminierung. Zwar trägt feministische Theoriebildung ihr Ende immer schon in sich, insofern sie auf eine Veränderung der Verhältnisse zielt, deren Realisierung sie überflüssig machen würde. Aber ein Ende des Feminismus auszurufen, solange sich nicht die Verhältnisse, sondern nur die Erklärungsmuster dafür geändert haben, kommt einer Affirmation des Status quo gleich.

Seit Beginn der neunziger Jahre begann sich auch in den Reihen der Poststrukturalistinnen selbst Kritik an der poststrukturalistischen Weiblichkeitstheorie zu regen. Die amerikanische Derrida-Übersetzerin Gayatri Spivak etwa schreibt: »Erstens, Dekonstruktion ist erhellend als eine Kritik des Phallogozentrismus; zweitens, sie ist überzeugend als Argument gegen die Begründung eines hysterazentrischen Diskurses, mit dem ein phallogozentrischer Diskurs gekontert werden

soll; drittens, als eine ›feministische‹ Praxis selbst ist sie auf der anderen Seite der sexuellen Differenz gefangen« (Spivak 1992, 204). Welche neue feministische Praxis in der Literaturwissenschaft könnte aus dieser Erkenntnis folgen? Diese Frage ist der Fluchtpunkt der vorliegenden Rekonstruktion der Entwicklung der feministischen Literaturtheorie. Die scharfe Trennung zweier Paradigmen erweist sich dabei als unhaltbar. Deutlich wird vielmehr, daß aus den immanenten Problemstellungen der einzelnen Ansätze Fragen hervorgehen, die auf den jeweils anderen Ansatz notwendig verweisen.

In den eingangs erwähnten Bachmann-Interpretationen von Marlis Gerhardt und Marianne Schuller stehen sich zwei Frauengestalten gegenüber, die als mythische Figuren des Feminismus bezeichnet werden können: Nora, die Figur aus Ibsens *Puppenheim* und Dora, die Hysterikerin, deren Fall Freud in seinem *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* publik gemacht hat. Beide sind uns durch Texte von Männern bekannt, obwohl die eine fiktiv, die andere real ist, und beide verdanken ihre Bekanntheit derselben signifikanten Geste: Sie schlagen eine Tür hinter sich zu, hinter der sie einen Mann zurücklassen. Dennoch verkörpern sie in ihrer Rezeption einen diametralen Gegensatz: Nicht nur in den genannten Bachmann-Interpretationen lassen sie sich als Verkörperungen der beiden Paradigmen der feministischen Literaturwissenschaft lesen. Gerhardt hält dem weiblichen Ich in *Malina* Noras Entschluß entgegen, die versklavende Gemeinschaft mit dem Mann aufzukündigen. Schuller interpretiert den *Fall Franza* auf der Folie des ›Falles Dora‹ als eine Hysterie-Studie mit umgekehrten Vorzeichen, in der die Psychoanalyse, stellvertretend für die patriarchalische Wissenschaft überhaupt, nicht als Heilungsmöglichkeit, sondern als Ursache der Hysterie dargestellt werde: Franza wird von ihrem Psychoanalytiker-Ehemann krank gemacht, indem er sie zu seinem Geschöpf zu machen, die ›Andere‹ in ihr zu ›töten‹ versucht. Franzas Hysterie ermöglicht ihr, die eindeutigen Identifizierungen dieses patriarchalischen »Bedeutungswahns« zu unterlaufen und das verworfene ›Andere‹ einzuklagen (Schuller 1984, 153).

Nora, die Emblemfigur der siebziger und frühen achtziger Jahre, steht in der feministischen Rezeption zum einen für die Befreiung von den repressiven männlichen Zuschreibungen an die Frau – die Simone de Beauvoir bereits 1949 als patriarchalischen ›Mythos‹ analysierte –, zum anderen für den Entwurf einer eigenständigen weiblichen Identität – wie sie schon in Virginia Woolfs Suche nach einer eigenen weiblichen Schreibtradition zum Ausdruck kam. Von jeder dieser beiden Pionierinnen der feministischen Literaturtheorie nahm eine eigene Richtung literaturwissenschaftlicher Forschung in den siebziger Jahren

ihren Ausgang: Auf Beauvoir berief sich die ideologiekritische Relektüre des männlichen Literaturkanon, Woolf wurde zur ›Mutter‹ der Frauenliteraturgeschichte.

Im ersten Teil wird versucht, anhand ausgewählter Beispiele die theoretischen Grundlagen dieser beiden Forschungsrichtungen deutlich zu machen und ihren feministischen Anspruch mit dem methodischen Vorgehen, den Ergebnissen und Wertungen, zu denen sie gelangen, zu konfrontieren. Dabei ergeben sich immanente Widersprüche und ungelöste Probleme, die erst innerhalb des poststrukturalistischen Paradigmas thematisiert werden können. So bestimmt die feministische Relektürepraxis im Anschluß an Beauvoir den ›Mythos Frau‹ als Projektion des Verdrängten im Patriarchat; indem sie diesen Mythos aber zugunsten ideologiefreier Weiblichkeitsdarstellungen zurückweist, ohne seine verdrängten Gehalte auf ihr subversives Potential hin zu befragen, bleibt sie bei einer Reproduktion der männlichen Ordnung und der männlichen Subjektivität stehen. Symptomatisch dafür ist die Tendenz, literarische Texte von Frauen am (männlichen) Maßstab ›großer‹ Kunst zu messen und häufig als defizitär zu verwerfen, ohne die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, sie in den Kontext einer anderen ästhetischen Praxis zu stellen. Die ideologiekritische Analyse kanonisierter ›männlicher‹ Texte dagegen beschränkt sich auf die ›Sexualpolitik‹ der Inhaltsebene, bleibt aber blind für die Gewaltförmigkeit ihrer ästhetischen Form. In dieser spiegelt sich jedoch eine Subjektivität, die sich über die Vernichtung und Aneignung des ›Anderen‹ konstituiert; weil dieser Zusammenhang nicht gesehen wird, verordnen diese Theoretikerinnen der Frau als Autorin jene männliche Subjektivität, die sich über die Opferung des ›Weiblichen‹ konstituiert. Erst die Subjektkritik der poststrukturalistischen Ansätze trägt dieser Problematik Rechnung; sie mündet aber in eine Zurückweisung von Subjektivität und Identität überhaupt, die aus feministischer Sicht nicht weniger problematisch erscheint.

Der Darstellung der poststrukturalistischen Weiblichkeits- und Literaturtheorien, als deren emblematische Figur sich Dora, die Hysterikerin, zu erkennen gibt, ist zunächst ein Kapitel über das Verhältnis von feministischer Theorie und Psychoanalyse vorangestellt. Zum einen ist die Theorie Freuds eine Grundlage zum Verständnis zentraler poststrukturalistischer Theoreme. Zum anderen erweist sich die psychoanalytische Theorie der psychosexuellen Subjektkonstitution als eine der wichtigsten Grundlagenwissenschaften feministischer Literaturtheorie – sofern sie einer feministischen Revision unterzogen wird.

Der dritte Teil widmet sich der Darstellung von Theorien aus dem Umkreis des Poststrukturalismus (Lacan, Derrida, Kristeva, Cixous,

Irigaray). Mit dem Versuch, die Genese zentraler poststrukturalistischer Termini nachvollziehbar zu machen und die einzelnen Theorien unterscheidbar zu halten, möchte ich dabei der verbreiteten eklektischen Tendenz entgegenwirken, diese schwierigen Theorien zu einem einzigen ununterscheidbaren und damit unangreifbaren Konglomerat zusammenzuziehen. Gerade aus einer feministischen Perspektive sind die Differenzen dieser Theorien hinsichtlich der Bestimmung von Sprache/Schrift, Realität, Körper und Weiblichkeit von entscheidender Bedeutung: Ein feministisches Erkenntnisinteresse läßt deutlich werden, daß auch Theorien, die sich das Ins-Spiel-Bringen von unterdrückten Differenzen zur Aufgabe gemacht haben, zu einer hierarchischen Festschreibung oder Verdrängung der Geschlechterdifferenz neigen können. Ein großer Teil der poststrukturalistischen Theoriebildung partizipiert selbst noch an jenem scheinbar geschlechtsneutralen, in Wirklichkeit aber männlichen Wissenschaftsdiskurs, als dessen (Selbst-) Kritik sie auftritt.

Das feministische Bestreben, die verleugnete Geschlechterdifferenz in die männlichen Diskurse hineinzutragen, bedeutet auch einen Abschied von der Scheinobjektivität wissenschaftlicher Urteile und der Verabsolutierung des eigenen Standpunkts. Feministische Literaturwissenschaftlerinnen sollten die Perspektivik auch der eigenen Urteile erkennbar machen – nicht nur die Differenz einer weiblichen zur universalisierten männlichen Perspektive, sondern auch die Differenzen von Frauen untereinander. Deutlich wird sowohl die Andersartigkeit des Blicks, der von der weiblichen Seite der Geschlechterdifferenz ausgeht, als auch die Unterschiedlichkeit der Selbstidentifikation von Frauen vor allem bei dem Versuch, poststrukturalistische bzw. feministische Literaturtheorien auf literarische Texte von Frauen anzuwenden: Die Komplexität, Uneindeutigkeit und Erfahrungshaltigkeit literarischer Texte läßt theoretische Reduktionen sichtbar werden. Daher werden in der vorliegenden Darstellung immer wieder literarische Texte – vor allem von Ingeborg Bachmann, Virginia Woolf und Marguerite Duras – herangezogen, um die Theorien an ihnen zu überprüfen, anschaulich werden zu lassen oder zu kritisieren.

Das Phänomen der Hysterie erweist sich dabei – jenseits ihrer poststrukturalistischen Vereinnahmung – als ein Schlüssel zu zentralen Problemen feministischer Literaturwissenschaft. Die poststrukturalistische ›Hommage‹ an die Hysterikerin trägt der ›unerhörten Botschaft der Hysterie‹ ebensowenig Rechnung wie ihre Verwerfung durch die feministische Literaturkritik der siebziger Jahre (wie sie sich noch an Marlis Gerhards Bachmann-Kritik ablesen läßt). Eine freudkritische, feministische Hysterie-Theorie dagegen vermag die Ambivalenz dieses

Phänomens sichtbar zu machen: Einerseits dem ›Gesetz des Vaters‹ verhaftet, klagt die Hysterikerin andererseits ein Unerfülltes ein, das sich mit einer ausstehenden weiblichen Selbstidentifikation und der verdrängten präödpalen Beziehung zur Mutter in Zusammenhang bringen läßt. Wenn der ›Diskurs der Hysterikerin‹ Lacan und Irigaray zufolge in der abendländischen Kultur der weibliche Diskurs überhaupt ist, so wäre eine ›Heilung‹ der Hysterikerin gleichbedeutend mit der (nicht-essentialistischen) Konstruktion einer anderen, weiblichen Subjektivität. In ihr wäre die kulturelle Spaltung des Weiblichen in eine ›andere‹ (die Frau als ein scheinbar ›identisches‹ Individuum, das aber als Subjekt von sich selbst entfremdet und verfügbares Objekt des Mannes ist) und eine ›Andere‹ (die Frau als Trägerin des Fremden, Heterogenen, aus dem männlichen Selbstbild Ausgegrenzten), die die Hysterikerin in ihrer gespaltenen Ich-Erfahrung reproduziert, aufgehoben.

Eine feministische Literaturwissenschaft, die weder in die unreflektierten Emanzipationsentwürfe der siebziger Jahre zurückfallen will, auf deren versteckte Reproduktion patriarchalischer Ideologie der Poststrukturalismus zu Recht aufmerksam gemacht hat, noch in einen affirmativen Postfeminismus einstimmen will, sollte sich die Hysterieforschung zu eigen machen. Im Hinblick auf die Literatur von Frauen müßte sie sowohl die Normativität der emanzipatorischen Lektüre als auch die bloße Suche nach hysterischen Dekonstruktionsstrukturen überwinden, indem sie beide Konzepte zusammenführte. Das Ergebnis könnte eine ›symptomatische‹ Lektüre sein, die insofern dekonstruktivistisch vorgeht, als sie die in den Texten selbst ausgetragenen Konflikte aufnimmt und in Bewegung bringt, aber sie auch weiterdenkt, indem sie nach ihrer Lösung im Sinne einer weiblichen Selbstidentifikation fragt. Sie müßte auf der Konstitution einer weiblichen Subjektivität beharren, die sich aber ihrer Konstruiertheit und Unabschließbarkeit bewußt ist und offen bleibt für unterschiedliche Sinnmöglichkeiten der Bestimmung von Frausein. In einer so verstandenen feministischen Praxis wären Nora und Dora nicht mehr Gegnerinnen, sondern Schwestern.

I. Nora oder Weiblichkeit als patriarchalischer Mythos

[...] es war ja die Welt der Bilder, die, wenn alles weggefegt war, was von den Geschlechtern abgesprochen war und über sie gesprochen war, noch blieb. Die Bilder blieben, wenn Gleichheit und Ungleichheit und alle Versuche einer Bestimmung ihrer Natur und ihres Rechtsverhältnisses längst leere Worte geworden waren und von neuen leeren Worten abgelöst wurden. Jene Bilder, die, auch wenn die Farben schwanden und Stockflecken sich eintrugen, sich länger hielten und neue Bilder zeugten. Das Bild der Jägerin, der großen Mutter und der großen Hure, der Samariterin, des Lockvogels aus der Tiefe und der unter die Sterne Versetzten ... Ich bin in kein Bild hineingeboren, dachte Charlotte. Darum ist mir nach Abbruch zumute. Darum wünsche ich ein Gegenbild, und ich wünsche, es selbst zu errichten.

Ingeborg Bachmann:
Ein Schritt nach Gomorrha

1. Die Welt der Bilder

Beauvoir: Grundprobleme

Mit Simone de Beauvoirs *Le Deuxième Sexe* erschien 1949 ein Buch von epochaler Bedeutung. Mehr als ein Jahrzehnt vor der neuen Frauenbewegung und in einer Zeit, in der der Feminismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts fast in Vergessenheit geraten war, unternahm Beauvoir nicht nur den Versuch einer umfassenden empirisch-historischen Bestandsaufnahme der Situation der Frau, sondern auch deren philosophische Begründung. Beauvoir entwickelte Grundbegriffe zur Bestimmung der Geschlechterdifferenz, mit denen die feministische Theorie bis heute operiert: das ›Eine‹/das ›Andere‹, ›Transzendenz‹/›Immanenz‹, der ›Mythos‹ des Weiblichen, biologisches Geschlecht/soziales Geschlecht. Im Ansatz nahm sie bereits die gesamte Problematik vorweg, die in den folgenden Jahrzehnten mit wechselnder Akzentsetzung diskutiert werden sollte: die Frage nach Gleichheit oder Diffe-

renz, nach einer weiblichen Subjektivität, nach der sozialen Konstruiertheit von Weiblichkeit, nach der Bedeutung des Körpers, nach dem Verhältnis von diskursiven und sozialen Strukturen – auch wenn sie selbst auf diese Fragen unbefriedigende und widersprüchliche Antworten gab. Ausgangspunkt ihrer Theoriebildung war die Erkenntnis, daß die abendländische Kultur eine männliche Kultur sei:

Daß in Standesamtsregistern und auf Personalbogen die Rubriken ›Männlich, Weiblich‹ gleichgeordnet erscheinen, ist rein äußerlich. Das Verhältnis der beiden Geschlechter ist nicht das von zwei Elektrizitäten, zwei Polen: Der Mann ist so sehr zugleich der positive Pol und das Ganze, daß im Französischen das Wort ›homme (Mann)‹ den Menschen schlechthin bezeichnet. Die Frau [...] wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie; sie ist das Unwesentliche angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere. (Beauvoir 1968, 10)

Der Gedanke war nicht ganz neu. Er findet sich bereits bei dem deutschen Kulturphilosophen Georg Simmel und in der Folge im Umkreis der Kritischen Theorie. »Die Frau ist nicht Subjekt«, schreiben auch Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung*. Doch während der Ausschluß der Frau entweder, wie bei Horkheimer/Adorno, nur am Rande thematisiert oder, wie bei Simmel, durch die Rede von einer substantiellen Andersheit der Frau letztlich wieder legitimiert wurde, war Beauvoir die erste, die den Status der Frau als ›Andere‹ systematisch zu analysieren suchte und ihre Subjektwerdung einklagte.

Das ›Andere‹ ist für Beauvoir eine Grundkategorie des menschlichen Denkens. Sie geht davon aus, daß der Mensch nichts als ›Eines‹ bestimmen kann, ohne ihm ein ›Anderes‹ entgegenzusetzen; daß Bedeutungszuschreibungen nur mittels binärer, hierarchischer Gegensätze erfolgen können. Das gilt für sie in erkenntnistheoretischer wie in sozialer Hinsicht: Die Selbstdefinition menschlicher Gemeinschaften bringt stets den ›Anderen‹ in Gestalt ausgegrenzter oder unterdrückter Gruppen, Klassen, Kasten oder Rassen hervor. Die Konstitution gesellschaftlicher Kollektive sieht Beauvoir in der des einzelnen Subjekts vorgebildet, wie Hegel sie in der *Phänomenologie des Geistes* modellhaft mit der Dialektik von Herr und Knecht beschrieben habe. Beauvoirs Theoriebildung liegt eine vereinfachende Hegellektüre zugrunde, die dessen Philosophie für ihre Zwecke nutzbar zu machen sucht. Sie geht davon aus, daß »das Subjekt sich nur (setzt), indem es sich entgegensetzt: es hat das Bedürfnis, sich als das Wesentliche zu bejahen und das Andere als das Unwesentliche, als Objekt zu setzen« (Beauvoir 1968, 10f.). Die Pointe des Hegelschen Modells ist jedoch gerade die Einsicht in die Intersubjektivität der Subjektwerdung; das Bewußtsein fin-

det sein Wesen nicht durch sich selbst, sondern nur in der Anerkennung durch das andere Bewußtsein. In Beauvoirs Worten: »Sobald das Subjekt sich zu bejahen sucht, braucht es [...] das Andere [...]: nur durch diese Wirklichkeit, die es selber nicht ist, gelangt es zu sich selbst« (ebd., 152). Spätere feministische Theoretikerinnen wie Luce Irigaray, Hélène Cixous oder Jessica Benjamin werden die Notwendigkeit des Wunsches nach Vernichtung des Anderen in Frage stellen. Für Beauvoir aber ist eine wechselseitige Anerkennung zweier Subjekte, die nicht von dem Wunsch nach Vernichtung und Unterwerfung geprägt wäre, nicht denkbar. Eine andere, nichtrepressive Form der Interaktion, in der eine wechselseitige Anerkennung zweier Subjekte verwirklicht wäre, kann sie sich nur als »einen unaufhörlich unternommenen und wieder aufgegebenen Kampf« (ebd., 152) vorstellen; noch die Utopie einer Gleichberechtigung der Geschlechter, die die hierarchische Geschlechterordnung ablösen würde, wäre für sie ein unendlicher Geschlechterkampf.

Da die Herr-Knecht-Beziehung auf einem grundsätzlichen Widerspruch basiert – das herrschende Subjekt setzt den ›Anderen‹ als unwesentlich, obwohl es sich nur in ihm seines eigenen Wesens gewiß werden kann –, trägt sie immer schon den Keim ihrer Zerstörung in sich: die Mögliche, daß sich das unterdrückte Bewußtsein selbst als wesentlich erkennt. »Die Proletarier sagen ›wir‹. Ebenso die Schwarzen. Indem sie sich selbst als Subjekt setzen, verwandeln sie die Bourgeoisie, die Weißen in die ›Anderen‹« (ebd., 13). Warum, so fragt Beauvoir, haben die Frauen jahrhundertlang ihren Status als ›Andere‹ so widerstandslos hingenommen? Warum haben sie sich nicht längst als Subjekt gesetzt? Diese Frage läßt einen Sonderstatus der Frau als ›Andere‹ hervortreten, der sie von anderen unterdrückten Gruppen unterscheidet. Die Frauen bilden keine Gemeinschaft und haben keine eigene Geschichte, die ihnen die Ausbildung einer eigenen Identität als Frauen ermöglicht hätte.

Sie leben verstreut unter den Männern, durch Wohnung, Arbeit, wirtschaftliche Interessen, soziale Stellung mit einzelnen von ihnen – Mann oder Vater – enger verbunden als mit den anderen Frauen. [...] Das Band, das sie an ihre Unterdrücker fesselt, kann mit keinem anderen verglichen werden. (ebd., 13)

Beauvoir zufolge ist der Frau als der ›Anderen‹ und anderen unterdrückten Gruppen gemeinsam, daß ihnen eine Reihe von Wesensbestimmungen zugeschrieben wird, die dazu dienen, das Herrschaftsverhältnis zu legitimieren und sie an ihre Unterdrücker zu binden: Kindlichkeit, Unfähigkeit zur Selbstverantwortung, physische oder moralische Minderwertigkeit gehören zum Standardrepertoire der Charakte-

risierung unterdrückter Rassen, Kasten und Klassen ebenso wie der Frauen. Die Zuschreibungen im Interesse der Herrschenden werden von diesen als ›Natur‹ ausgegeben und von den Beherrschten mit der Zeit verinnerlicht. Aber dieses ›Sein‹ der Unterdrückten ist ›Gewordensein‹: Produkt ihres unfreien Status und ihrer fremdbestimmten Selbstauffassung. Bei den Frauen geht die Verinnerlichung der ideologischen Wesenszuschreibungen über die anderer unterdrückter Gruppen aber weit hinaus. Ihnen fehlt eine eigene Kultur; »die Vorstellung der Welt als Welt ist ein Produkt der Männer; sie beschreiben sie von ihrem Standpunkt aus, den sie mit der absoluten Wahrheit verwechseln« (ebd., 155). Die Frauen haben keine eigene Deutung der Welt hervorbringen können; sie haben »keinen [...] Mythos geschaffen [...]; sie haben keine Religion und keine Poesie, die ihnen eigen ist: selbst wenn sie träumen, tun sie es durch die Träume der Männer« (ebd.). Sie sind nichts außerhalb der patriarchalischen Wesenszuschreibungen, die definieren, was ›weiblich‹ ist. Beauvoir geht dabei so weit, Weiblichkeit überhaupt als soziale Konstruktion zu sehen: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es« (ebd., 265).

In der feministischen Debatte um die Kategorien ›sex‹ (biologisches Geschlecht) und ›gender‹ (soziales Geschlecht), die sich vor allem in den 90er Jahren des 20. Jh. an den Büchern der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Judith Butler entzündet hat, hat dieser Satz neue Aktualität gewonnen. Bestand in der feministischen Theorie lange Zeit der Konsens, daß die biologische Zweiheit der Geschlechter als eine naturgegebene, nicht-hierarchische Differenz anzusehen sei, die durch die hierarchisch strukturierten kulturellen Konstrukte eines femininen oder maskulinen Geschlechtscharakters nachträglich überformt werde, so wird diese Trennung von ›sex‹ und ›gender‹ von Butler und anderen aufgegeben. Nach ihrer Ansicht ist auch ›sex‹ nichts Ursprüngliches, sondern selbst ein Effekt kultureller Diskurse. Schon Beauvoir stellt die Interpretation des eigenen Körpers als männlich oder weiblich als ein Produkt des gesellschaftlichen Umfeldes dar:

Insofern es für sich existiert, vermag das Kind sich als sexuell undifferenziert aufzufassen. Bei Mädchen und Knaben ist der Körper zunächst die Ausstrahlung einer Ichheit, das Werkzeug, das die Erfassung der Welt vollzieht. Mittels der Augen, der Hände und nicht mittels der Geschlechtsteile begreifen sie das Universum. (ebd., 265)

Dieser Passus klingt zunächst durchaus befreiend. Aber er ersetzt die Reduktion der Frau auf ihr angebliches anatomisches Schicksal durch eine andere: Beauvoir reduziert hier den Körper auf »Augen« und »Hände«, auf die Organe des distanzierten Zu-Griffs auf die Welt, der An-